



TALTAWA HIGH SCHOOL

Michael Northrop

KÄLTE

 Loewe

Unverkäufliche Leseprobe

Taschenbuch, 256 Seiten, ab 13 Jahren
Aus dem Amerikanischen übersetzt von Ulrich Thiele
ISBN 978-3-7855-7428-7
Format 12.5 x 18.5 cm € 6.95 (D), € 7.20 (A), CHF 10.50
August 2012

Alle Rechte vorbehalten. Die weitere Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© 2012 Loewe Verlag, Bindlach

www.loewe-verlag.de

Michael Northrop

KÄLTE

Aus dem Amerikanischen übersetzt
von Ulrich Thiele



1 Wir waren zu siebt, die sieben letzten Schüler, die darauf warteten, von der Tattawa Regional Highschool abgeholt zu werden. Klingt ganz normal, aber das war kein normaler Tag, sondern ein Tag, an dem das Schicksal exakt ins Schwarze traf. Ein Tag, an dem sich alles zueinanderfügte – wer zu diesem Zeitpunkt an diesem Ort war, war automatisch Teil von etwas Großem. Deshalb würde uns niemand abholen. Nicht heute, und vielleicht überhaupt nicht.

An diesem Tag ging der Schneesturm los, der fast eine ganze Woche nicht mehr aufhören sollte. So etwas hatte hier noch niemand erlebt. Es war eine Naturkatastrophe, vergleichbar mit einem Erdbeben oder einer Überschwemmung. Das Schlimme war nicht der Sturm, sondern was nach dem Sturm kam.

Die Stromleitungen brachen unter den Schneemassen ein, die Flughäfen schlossen. Ganze Schneedünen fielen vom Himmel. Die Straßen waren komplett dicht, selbst die Schneepflüge strandeten. Vorne kamen sie nicht mehr durch und hinten lag der Schnee schon wieder so tief, dass sie nicht zurück konnten. Ja, daran sieht man wohl am besten, was für ein Sturm das war: Einige Fahrer erfroren im Schneepflug.

Die Leute verkrochen sich in ihren Häusern und warteten ab. In unserem Teil von Neuengland war man so etwas gewöhnt, aber früher war der Spuk jedes Mal nach sechs Stunden vorüber gewesen. Oder nach zwölf Stunden, oder höchstens nach einem Tag. Diesmal nicht. Diesmal musste man ganz anders warten als sonst. Wenn ihr die Details hören wollt, geht in eines unserer zahllosen Cafés, zu den Tischen ganz hinten, wo die Einheimischen hocken.

Ich mach's kurz: Der Sturm, ein sogenannter Nor'easter, bewegte sich die Küste hinauf und blieb bei uns hängen. Dabei wurde er nicht schwächer, sondern stärker. Soweit ich weiß war er sozusagen eingeklemmt zwischen einer riesigen Kaltfront, die von Norden runterkam, und einer noch größeren Warmfront, die von Süden raufkam. Und währenddessen gabelte er über dem Atlantik Feuchtigkeit auf, die er dann über dem Land als Schnee fallen ließ. Im Fernsehen ist die Wetterkarte manchmal noch zu sehen: ein gigantisches weißes Feuerrad, das sich über drei Staaten erstreckt.

Die Leute saßen in den Häusern und Notunterkünften, warteten ab und zählten immer wieder ihren Vorrat an Konservendosen durch. Alle stellten sich dieselbe Frage: Wie lange soll das noch weitergehen? Am nächsten Tag dieselbe Frage, an den folgenden Tagen auch, erst im Schein einer Lampe, dann im Schein einer Kerze, schließlich im Dunkeln, bei eisigen Temperaturen. Aber das kam erst später. Am Anfang waren wir zu siebt, standen vor dem Fenster und schauten dem Schnee beim Schneien zu.

Außer uns war noch Mr Gossell da. Mr Gossell, Geschichtslehrer und Football-Kotrainer, war ein mürrischer Typ – in eurer Schule gibt es wahrscheinlich auch einen von der Sorte. Er marschierte immer durch die Gänge, als wäre er beim Militär, und vielleicht war er sogar mal beim Militär gewesen. Keine Ahnung, Mr Gossell war der letzte Lehrer, der ging – er rammte die Tür mit der Schulter auf und machte sich auf den Weg, um Hilfe zu holen. Und tauchte nie wieder auf. Wir setzten seinen Namen auf die Liste der Leute, auf die wir warteten.

Gleich würde ein Paar Autoscheinwerfer durch den Schnee dringen, dachten wir, irgendwer würde sich durch die Stra-

ßen kämpfen, um uns nach Hause zu bringen. Der Mann hinterm Steuer würde die Beifahrertür aufstoßen und rufen: »Rein mit euch! Na los! Wir bringen euch heim!«

Aber wir blieben, wo wir waren. Die Scheinwerfer kamen nicht. Mr Gossell, Jasons Dad, Kristas Mom, die ganzen Leute, auf die wir warteten – mit denen hatten wir nichts mehr zu tun, weder mit ihnen noch mit irgendwem sonst. Wir waren auf uns allein gestellt. Wir waren allein mit dem endlosen Schnee.

2 Am Morgen ging es los. In der zweiten Stunde, Bio, fiel mir zum ersten Mal auf, dass es draußen schneite, aber es kann genauso gut gegen Ende der ersten Stunde angefangen haben. Schnee hält sich nicht an Stundenpläne. Und zuerst schneite es gar nicht mal so stark. Jedenfalls dachte ich nicht weiter darüber nach, denn wir hatten den ganzen Monat über viel Schnee gehabt. Zu Beginn waren es winzig kleine Flocken, fast so klein wie Zuckerkörner, doch in der dritten Stunde hatten die Flocken deutlich zugenommen. Langsam wurde es ernst und der Schnee wurde zum Gesprächsthema.

»Was meinst du, dürfen wir früher gehen?«, fragte Pete, während wir unsere Sachen zusammenpackten. Als Nächstes hatten wir Spanisch.

Ich warf einen prüfenden Blick aus dem Fenster. Mittlerweile kam es ziemlich heftig runter und draußen auf dem Sims lagen schon gut vier Zentimeter. »Möglich. Was haben sie im Wetterbericht gesagt?«

»Schneesturmwarnung! Das soll richtig krass werden. Du bekommst aber auch gar nichts mit.«

»Sorry, aber ich hab echt keine Zeit, auch noch den Wetterkanal zu gucken. Ich hab genug zu tun: Schule, Training, Hausaufgaben ...«

»Vielleicht solltest du dir ab und zu doch die Zeit nehmen«, erwiderte Pete. »Dann hättest du gewusst, dass heute der Nor'easter raufkommt, und keine Chucks angezogen.«

Ich schaute auf meine Sportschuhe. »Na ja, wenn es so krass wird, lassen sie uns wahrscheinlich sowieso früher heim.«

»Hoffen wir das Beste, Weems.«

Ich heiße Scotty Weems. Die meisten Leute, sogar meine

Freunde, nennen mich Weems, auch wenn ich nicht besonders darauf stehe. Wahrscheinlich sagt es sich irgendwie leichter und manche halten es vielleicht für witzig. Mir ist es ziemlich egal. Ich bin nur froh, dass sich mein früherer Spitzname Schnoddy Schleim nicht durchgesetzt hat.

Außerdem bin ich Sportler, und als Sportler freundet man sich zwangsläufig mit dem eigenen Nachnamen an. Schon beim Kinder-Baseball hab ich ihn ständig zu hören bekommen – immer, wenn ich etwas richtig gemacht hab, haben die Leute »Weems!« geschrien, und wenn ich etwas falsch gemacht hab, auch. Heute steht der Name hinten auf meinem Basketballtrikot, und ich stelle mir gerne vor, wie eines Tages eine ganze Halle rufen wird: »Weems! Weems! Weems!« Aus dem Mund von begeisterten Fans klingt jeder Name großartig.

Das bin ich also: Scotty Weems. Ich werde euch sozusagen durch diese Geschichte begleiten. Gut möglich, dass die anderen manches anders erlebt haben, und ein paar von ihnen hätten das Ganze vielleicht auch besser erzählen können, aber ihr habt leider keine Wahl. Warum nicht? Tja, zum Beispiel, weil es nicht alle geschafft haben.

Es war Dienstag, und bevor uns plötzlich der Himmel auf den Kopf fiel, konnte ich nur an eines denken: an den Beginn der Basketballsaison. Am Abend sollte das erste Match stattfinden, ein Heimspiel gegen Canterbridge. Als Pete sagte: »Was meinst du, dürfen wir früher gehen?«, hörte ich daher eine ganz andere Frage: »Was meinst du, sagen sie das Spiel ab?« Wir beide gingen also von vornherein völlig unterschiedlich an die Sache heran.

Pete Dubois war einer meiner besten Freunde. Pete, Jason Gillespie und ich, wir waren eine Art Dreierbande. Pete war

ein ganz normaler Junge, das war praktisch seine Rolle. Wenn er für irgendetwas bekannt war, dann für das, was er *nicht* war. Klingt vielleicht merkwürdig, aber Pete war nun mal kein Sportler, kein Nachwuchsbauer und auch kein Mitglied der Schülerversammlung. Er war weder besonders cool noch herausragend intelligent, sondern ein ganz normaler Zehntklässler, der 08/15-Rock hörte und anzog, was er halt zu Weihnachten oder zum Geburtstag geschenkt bekommen hatte. Und solche Leute braucht es auch, sonst gäbe es nur die verschiedenen Lager der Freaks, die ihre Quasi-Uniformen tragen und versuchen, sich gegenseitig mit ihrer Musik zu überbieten.

Wenn Pete früher nach Hause durfte, würde er mehr Zeit für seine üblichen Beschäftigungen haben, für Videospiele und Pizzasammeln aus der Tiefkühltruhe. Wenn ich früher nach Hause geschickt wurde, würde mir der Lohn für das endlose Training in der spielfreien Zeit durch die Lappen gehen. Stundenlang hatte ich meinen Sprungwurf geübt: in der Halle, in der Einfahrt, an den Körben hinter der Bibliothek. Die anderen Shooting Guards würden Zeit haben, meinen Vorsprung wettzumachen, um ihre Spielzeit zu behalten oder mir sogar ein paar Minuten abzujagen.

»Dann sagen sie garantiert das Spiel ab«, sagte ich zu Pete.

»Stimmt, das Spiel«, meinte er. »Blöd.«

Pete spielte kein Basketball, zumindest nicht in der Schulmannschaft, Jason auch nicht. Aber wir waren eben schon immer Freunde gewesen, schon seit wir als kleine Kinder, mit neun Jahren oder so, mit dem Fahrrad auf dem Friedhof rumgekurvt waren. Unsere Mütter hatten uns dorthin geschickt, denn auf dem Friedhof waren wenigstens schon alle tot, während man auf der Straße bloß totgefahren wurde.

Wahrscheinlich war es irgendwie seltsam, in unserem Alter immer noch mit den Nachbarskindern von früher befreundet zu sein. Ich meine, es wird nicht direkt erwartet, dass man sich mit der Zeit neue Freunde sucht, aber es ist ganz sicher nicht verboten, und als Sportler ist man normalerweise mit seinesgleichen unterwegs. Aber da ich erst in meinem zweiten Jahr an der Highschool war, war ich in der Mannschaft ein ziemlicher Außenseiter. In der Schulauswahl gab es kaum Zehntklässler und ich war kein Star wie Kyle und auch kein ewiger Bankdrücker wie Joey.

Ich warf von weit draußen und auch ansonsten war ich eher draußen als mittendrin. Aber ich hatte eh keine große Lust, mit meinen Teamkameraden rumzuhängen. Wenn ich es erst mal in die Startformation geschafft hätte, würden sie mich schon noch respektieren, und genau das wollte ich diese Saison hinkriegen. Meinen eigentlichen Freunden – Pete, Jason und an seinen guten Tagen eventuell auch Eric – musste ich nichts beweisen. Wenn es nach ihnen ging, musste ich keine vierzig Prozent von der Dreierlinie treffen. Ich musste nicht mal werfen.

»Ich will mal stark hoffen«, sagte Pete, als wir uns in Spanisch auf unsere Plätze zu beiden Seiten des Mittelgangs niederließen, »dass sie wegen dem verdammten Schnee nicht den Ball am Freitag absagen. Ich sag's dir, am Freitag mach ich eine klar.«

»Nee, du machst es dir selber. Hinterher«, erwiderte ich. Zu so einer Behauptung konnte man nicht einfach Ja und Amen sagen.

»Vergiss es, Mann«, meinte Pete, und zweifellos hätte er gerne noch etwas hinzugefügt, etwa dass bestimmt auch Marissa zum Ball kommen würde und ob ich denn schon ver-

gessen hätte, dass er ihr letzte Woche unters Shirt langen durfte? Worauf ich entgegnet hätte: »Klar hab ich es vergessen. Du hast es mir und allen anderen ja erst tausendmal erzählt.« Doch der Gong schnitt ihm das Wort ab.

»*Hola*, liebe Schüler«, sagte Ms Chancey in ihrem ganz eigenen gebrochenen Spanisch.

»*Hola*, Señora Chancey«, antworteten fast alle Mädchen im Chor. Manche schleimten sich noch zusätzlich ein, indem sie das R rollten.

Als ich kurz zu Pete schaute, warf er mir einen eindeutigen Blick zu – weit aufgerissene Augen, begleitet von einem halben Schulterzucken, als wollte er sagen: »Du weißt schon, was ich meine.« Natürlich wusste ich es, doch der Ball würde niemals stattfinden. Im Rückblick, wenn ich daran denke, was stattdessen passieren sollte, zitterte ich noch immer. Bilder schleichen sich in meine Gedanken, schwarzer Rauch und bläuliche Haut.

Aber eins nach dem anderen. Ich bin mal wieder viel zu schnell unterwegs, ihr müsst ja erst noch die anderen kennenlernen. Zum Beispiel Jason, der uns nach Spanisch über den Weg lief. Inzwischen sprachen alle über den Schnee, der mittlerweile in wallenden Wolken vom Himmel fiel, wie weiße Vorhänge im Wind. Aber Jason wollte lieber über sein lächerliches Lieblingsprojekt reden: über den *Flammenwerfer*.

Der *Flammenwerfer* war ein Gokart. Zumindest sollte mal ein Gokart draus werden. Jason versuchte schon eine ganze Weile, das Ding im Werkunterricht zusammenzubasteln, schon das ganze Schuljahr über, um genau zu sein. Wenn es in die Hose ging, würde er in Werken ohne Wenn und Aber durchfallen. Aber er bestand darauf, dass es ein unglaublich

cooles Teil werden würde – falls er es jemals fertigstellte, falls es funktionierte und so weiter und so fort.

»Jetzt kommt schon«, bettelte er. »Wir hätten den Werkraum ganz für uns allein.«

Damit wollte er sagen: Wir könnten an den Elektrowerkzeugen rumspielen und vielleicht auch mit dem Zeug, das die anderen Schüler für ihre Projekte mitgebracht hatten.

Flammenwerfer war ein deutsches Wort, das ich erst kannte, seit Jason es mir beigebracht hatte. Ich hatte kein Deutsch, mir war Spanisch schon schwierig genug, aber er hatte mir mehrmals erklärt, was *Flammenwerfer* bedeutete, und nicht nur mir. Und was kommt einem sofort in den Sinn, wenn man an deutsche Waffen denkt? Richtig, der Zweite Weltkrieg, die »Wunderwaffe« und die ganzen Filme, die man darüber gesehen hat. Das sagt schon einiges über Jason. Nicht dass er ein Nazi gewesen wäre, das nicht, aber Krieg und Militär hatten es ihm schon immer angetan.

Mit zehn Jahren ist so was wohl noch halbwegs normal – waren wir nicht alle mal kleine Hobbysoldaten? Aber Jason war nicht mehr zehn, sondern fünfzehn, und da konnten einem dann doch erste Bedenken kommen. An der Schule war er vielen etwas unheimlich, vor allem den Lehrern, den Schülern eher weniger. Ich fürchte, normalerweise wäre er mir auch ein bisschen unheimlich gewesen, aber ich kannte ihn eben schon seit Urzeiten.

Zum Beispiel war das Shirt, das er heute trug, ein echter Klassiker – ein blaues Langarmshirt mit der Aufschrift: »Schärfer sehen. Damit man sich auch in der Ferne ganz nah ist.« Ein Werbeslogan einer Optikerkette, glaube ich, nur war in diesem Fall darunter ein Scharfschützengewehr abgebildet.

»Tut mir leid, keine Zeit«, sagte ich. »Heut Abend ist das Spiel.« Ein, zwei Sekunden lang wurde es still, während die anderen erfolgreich versuchten, nicht zu lachen oder die Augen zu verdrehen. Ich wusste auch so, was sie dachten. »Zumindest vielleicht«, fügte ich hinzu und war selber überrascht, wie kleinlaut ich dabei klang. Klar, dass die anderen darauf ansprangen.

»Das Basketballspiel? Nie und nimmer.« Mit einem lässigen Wink deutete Jason auf die Schneemassen vor dem Fenster. Mir war klar, dass er recht hatte, dazu musste ich nicht mal rausschauen, und trotzdem ging mir dieser Wink, dieses wegwerfende Abwinken, ziemlich auf die Nerven. Das ist das erste Spiel der Saison, dachte ich, das kann man doch nicht einfach wegwischen wie eine lästige Fliege!

»Kommt schon«, versuchte Jason es noch einmal. »Der *Flammenwerfer* ist fast fertig. Bald kann ich den Motor noch mal testen.«

»Super«, sagte Pete, »und dann musst du dir nur noch überlegen, wie du es hinkriegst, dass er dabei nicht wieder vom Fahrgestell fliegt. Falls er überhaupt läuft.«

»Moouoooooment ...« Jason schüttelte den Kopf, als wäre er ernsthaft empört. »Warum so negativ? Nicht *falls* er läuft. *Wenn* er läuft.«

»Eher *wenn* er explodiert«, warf ich ein.

»Na ja.« Jason erlaubte sich ein Lächeln. »Das wäre wenigstens ein cooler Anblick.«

Ich nickte. »Stimmt. Jetzt wo du's sagst, ich hab eh zu viele Finger.«

Eigentlich war die Sache schon gegessen; im Grunde war uns allen klar, dass Jason gewonnen hatte. Wir konnten ihn nicht erst durch den Kakao ziehen und dann hängen lassen.

Fragt mich nicht, warum – wahrscheinlich weil das einen Tick zu gemein gewesen wäre. Es lief also vermutlich darauf hinaus, dass wir nach dem Unterricht bleiben würden, um ihm mit dem *Flammenwerfer* zu helfen. Doch vorher gab es noch ein paar organisatorische Fragen zu bedenken und damit taten sich ein paar mögliche Fluchtwege auf.

»Ich weiß nicht«, sagte ich. »Wenn wir früher aus haben, fahren später sicher keine Busse mehr.«

»Das ist schon geregelt«, meinte Jason. »Mein Dad holt uns mit dem Pick-up ab. Das Ding hat Allradantrieb, also alles kein Problem. Er arbeitet heute gleich auf der anderen Seite vom Fluss, in Canton, keine drei Kilometer von hier.«

Unsere Highschool lag auf einem riesigen ehemaligen Acker und damit am Arsch der Welt. Das wird später noch ziemlich wichtig, weshalb ich dann noch näher darauf eingehen werde. Im Moment müsst ihr nur wissen, dass es kaum Gründe gab, sich in die Nähe unserer Schule zu verirren. So gesehen waren drei Kilometer wirklich ein Katzensprung.

»Ich hab keine Lust, bis zum Abend hier rumzusitzen«, sagte Pete.

Jason winkte ab. »Die machen spätestens um vier Schluss.«

»Ja, aber ...«, meinte ich, obwohl ich den Widerstand eigentlich schon aufgegeben hatte. »Was, wenn der Werkraum zu ist? Holloway wird doch wie alle anderen früher abhauen.«

»Was für eine Frage! Der freut sich doch, wenn einer länger bleibt.« Womit er auch wieder recht hatte. Der alte Holloway war immer begeistert, wenn ein Schüler so etwas wie Interesse an seinem Fach demonstrierte.

»Sperrt einfach ab, wenn ihr fertig seid«, sagte Jason in ziemlich überzeugendem Holloway-Tonfall.

Ich warf einen Blick auf Pete, der nur mit den Schultern zuckte. Jasons schrottiges Möchtegern-Gokart war zwar nicht gerade aufregend, aber Pete und ich hatten auch keine spannenderen Pläne in der Hinterhand. Das Spiel konnte ich vergessen und für Pete war heute bloß ein ganz normaler Dienstag.

»Na gut«, sagte ich schließlich. »Aber warten wir erst mal die Durchsagen ab.«

Wir wussten, dass es nur eine Frage der Zeit war, bis die Durchsagen kamen. Wahrscheinlich würden sie zuerst das Spiel absagen, etwas später dann den Nachmittagsunterricht. Aber noch blieb der Lautsprecher stumm, der über unseren Köpfen im Flur hing, und wir mussten uns sputen, wenn wir es rechtzeitig zur nächsten Stunde schaffen wollten.

7 Wir saßen auf dem Boden, schauten aus dem Fenster und warteten darauf, abgeholt zu werden. Dabei hatten wir keine Ahnung, ob uns überhaupt noch jemand abholen würde. Am Ende des Flurs gleich neben der Sporthalle hing ein Münztelefon. Ich war sofort darauf zugesteuert, doch die anderen hatten abgewinkt, und eine Art Einheitsgemurmel hatte sich erhoben: »Lass-es-die-Leitung-ist-tot-ah-alles-klar.«

Kurz darauf sagte Gossell: »Okay, jetzt holt schon eure Handys und i-Dinger raus. Ich weiß doch, dass hier mindestens jeder Zweite eins dabei hat. Und was das Nachsitzen angeht, das bringen wir gerade hinter uns.«

Er hatte gut geschätzt – etwa jeder Zweite hatte eins dabei. Pete und Jason natürlich, dann die Mädchen, die sich ein iPhone teilten (Kristas iPhone, wie sich später herausstellte, aber offensichtlich hatten sie ein gemeinsames Sorgerecht vereinbart), und schließlich Elijah, der ein altmodisches Klapphandy aus der Tasche zog. Meins lag zu Hause auf der Kommode und Les hatte anscheinend auch keins dabei.

Aber natürlich brachte es nicht viel, die Dinger dabeizuhaben, wenn man sie nicht benutzen konnte. Eine Zeit lang versuchten die anderen, zu Hause anzurufen. Dann meinte Pete, mit SMS hätte man bessere Chancen, weil SMS »kleiner« seien. Ich war mir nicht sicher, ob diese Behauptung in technischer Hinsicht irgendeinen Sinn ergab, aber wenigstens konnte man eine SMS immer wieder abschicken, bis sie vielleicht doch mal durchrutschte.

»Gebt mir Bescheid, wenn irgendwer durchkommt«, sagte Gossell, nachdem er es ein paarmal selbst versucht hatte, und fügte wie im Selbstgespräch hinzu: »Ich war nach Katrina als

freiwilliger Helfer unten in New Orleans. Da hatten wir wochenlang keinen Empfang. Genau wie nach ...«

Den Rest, den er nur noch in seinen Bart murmelte, verstand ich nicht. Wahrscheinlich war es bloß der Name irgendeiner anderen Naturkatastrophe. Auf der Junior High in North Cambria hatten wir uns in Sozialkunde mehr als ausführlich mit dem Hurrikan Katrina beschäftigt: die Reaktion der Regierung, die Aufräumarbeiten und so weiter. Zu unserem Lehrer, einem ziemlichen Althippie, hatte das gepasst, doch Gossell konnte ich mir nicht so recht vorstellen, wie er da unten unter dem Motto »Neuaufbau für eine bessere Zukunft« mit anpackte. Aber was weiß ich, vielleicht war er ja religiös oder hatte andere Gründe.

Pete zockte irgendein Spiel und schaltete bei jedem Game Over zum Startbildschirm, um nach den armen gestrandeten SMS zu schauen, während Jason abwechselnd auf dem Handy rumdrückte und aus dem Fenster in den Schnee starrte, aus dem eigentlich sein Dad auftauchen sollte.

Irgendwann versuchte niemand mehr, zu Hause anzurufen oder eine Nachricht zu verschicken. Alle hatten kapiert, dass man nur noch den Klingelton voll aufdrehen und abwarten konnte. Wir waren extrem gereizt, und seltsamerweise hatte man das Gefühl, alle würden miteinander wetteifern. Ich sah es in den Augen der anderen, in ihren verstohlenen Seitenblicken: Wer würde zuerst auftauchen, Jasons Dad in seinem Pick-up oder Kristas Mom in ihrem Subaru? Oder würde Elijahs Mitfahrgelegenheit, was auch immer man sich darunter vorzustellen hatte – vielleicht einen Leichenwagen –, alle anderen schlagen? Und würde irgendwer Les mitnehmen?

Ich war auch nicht anders drauf. Nicht dass ich was gegen die anderen gehabt hätte, aber ich wollte einfach nicht der

Letzte sein, der hier wegkam. Deshalb war ich froh, dass Jason, Pete und ich auf denselben Typen warteten. Wenigstens würde ich so oder so nicht allein hier rumsitzen.

Anscheinend war es allen wichtig, nicht allein zu sein. Wir hatten den kompletten Flur für uns, und ich schätze, wir hätten nicht mal im Flur bleiben müssen. Klar, Gossell hatte eigentlich die Aufsicht, aber der kümmerte sich nicht groß um uns. Wahrscheinlich hatte er eigene Probleme. Wenn es nach ihm ging, hätten wir drei vermutlich sogar in den Werkraum zurückkehren können. Aber wir blieben hier, wir blieben alle hier, gleich neben dem Eingang, in der Nähe der anderen warmen Körper.

Manchmal unterhielten wir uns ein bisschen, doch in dem stillen Flur hallte es so stark, dass man sich dabei sofort blöd vorkam. Zum Beispiel als ich Pete irgendeinen Quatsch erzählte, bloß um irgendetwas zu sagen – das erzählte ich dann automatisch auch allen anderen. Bestimmt dachten sie sich: »Was redet der denn für einen Schwachsinn?« oder »Wen interessiert das denn jetzt?«, und dasselbe hätte ich mir an ihrer Stelle auch gedacht. Natürlich konnte man flüstern, aber dadurch wurden die anderen erst recht neugierig. Dann *mussten* sie fast schon zuhören.

Deshalb kamen die Gespräche genauso abrupt zum Erliegen, wie sie anfangen. Ab und zu sagte irgendwer was, aber nie besonders viel, und die Pausen dazwischen wurden immer länger. Wir saßen da und schauten aus dem Fenster, auf der Suche nach irgendeiner Möglichkeit, hier wegzukommen. Aber wir sahen immer nur dieselbe wallende Schneewand.

Der Flur verlief in gerader Linie vom Hauptgebäude zur Sporthalle im hinteren Teil der Schule. Auf der einen Seite

lagen die Umkleiden, doch die Außenwand des Gangs bestand von oben bis unten aus Sicherheitsglas. Von hier aus hatte man einen ziemlich guten Blick auf die Straße, die von der Route 7 abzweigte und den Hang hinunterführte, ehe sie sich bis zum ebenen Schulgelände schlängelte. Der ideale Ort, um Ausschau zu halten – zumindest jetzt noch.

Die meisten von uns hockten auf dem Boden und lehnten an der Wand, die Jacken entweder unter den Hintern oder zwischen Mauer und Kopf geschoben wie ein Kissen.

Doch als die Schneemassen vor der Scheibe in die Höhe wuchsen, kam Bewegung in unsere Gruppe. Wir mussten uns aufrechter hinsetzen und öfter mal den Hals recken, um die Straße im Auge zu behalten. Ab und zu stand jemand auf und ging zum Fenster.

Aber auch von dort aus sah man nur, dass die Straßen immer noch leer waren. Genau wie am Anfang, aber irgendwie schmerzte es jedes Mal ein bisschen. Besonders viele Autos fahren hier sowieso nicht, denn die Zufahrt zur Schule war eine Sackgasse, die nur noch zu ein paar anderen Häusern führte. Ja, nicht mal die Route 7 war besonders belebt, aber im Normalfall waren dort schon ein paar Autos unterwegs. Wenigstens eins oder zwei. Einige Minuten bevor Pete, Jason und ich zu den anderen gestoßen waren, war angeblich ein Schneepflug vorbeigekommen, mit zwei weiteren Wagen im Schlepptau, wie kleine Fische im Kielwasser eines Hais.

Aber das konnte ich beim Anblick der einheitlich weißen Fläche vor der Highschool kaum glauben. Durch das makellose Weiß hätte eigentlich ein schwarzer Faden verlaufen müssen, und ein weiterer schwarzer Faden weiter oben, wo die Route 7 in der Ferne den nächsten Hügel hinaufkletterte, doch von beiden Straßen fehlte jede Spur. Nur weil ich sie

schon so oft gesehen hatte, wusste ich in etwa, wo sie gewesen wären.

Wenigstens war uns damit klar, wonach wir Ausschau halten mussten. Durch diese Schneemassen konnte sich kein normales Auto mehr wühlen, da musste erst einer der großen Schneepflüge aus der Stadt durch. Und genau danach suchten wir die Straßen ab – nach dem blassen Orange eines Schneepflugs. Darauf lauschten wir – auf das Kratzen von Metall auf Asphalt, das Geräusch eines Schneepflugs im Einsatz.

Zugegeben, mir kam schon in den Sinn, dass dieser Sturm vielleicht sogar Schneepflüge außer Gefecht setzen könnte. Das ging mir durchaus durch den Kopf. Ich hatte es noch nie so schnell so viel schneien sehen. Aber ich hatte auch noch nie von einem Schneepflug gehört, der im Schnee stecken geblieben wäre. Schnee war die natürliche Umgebung des Schneepflugs, dafür war er gemacht. Fische ertranken doch auch nicht im Wasser.

Die erste Stunde verstrich, dann die zweite. Die Handys lagen neben ihren Besitzern wie versteinerte Haustiere. Niemand war besonders gut drauf, aber Gossell war richtig angepisst. Er sagte nichts, doch sein vorgeschobener Unterkiefer sprach Bände: Das bärtige Kinn war so weit vorgerutscht, dass man ihn beinahe mit den Zähnen knirschen hörte. Nur weil er hier mit uns warten musste, hatte er es nicht mehr rechtzeitig nach Hause geschafft. Ich wusste nicht, was für ein Auto er fuhr, aber das war mittlerweile eh ziemlich egal.

Das heißt, auf dem Weg vom Werkraum zur Sporthalle hatte ich auf dem Lehrerparkplatz eine große, buckelige Schneedüne gesehen, die eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Iglu gehabt hatte. Jason hatte einen Eskimo-Witz gerissen,

mit der Pointe: »Und dann stiefelst du den Eisbären ins Eisloch!« Damals hatte ich gelacht, aber jetzt kapierte ich, was sich unter dem Schneehaufen verborgen hatte: Gossells Wagen. Und das war schon Stunden her.

Gossell hatte die Hoffnung bereits aufgegeben. Er ahnte längst, dass uns niemand abholen würde, solange der Sturm nicht nachließ. Zuerst einmal müssten die Schneepflüge durchkommen, und dazu dürfte es nicht schneller schneien, als man den Schnee wegräumen könnte. Woher ich wusste, dass ihm das durch den Kopf ging? Es ging mir selber durch den Kopf. Man musste nur kurz rausschauen, um auf solche Gedanken zu kommen.

Und bald versank das bedrückende Bild vor dem Fenster auch noch in der Dunkelheit. Zu dieser Jahreszeit wurde es selbst bei klarem Himmel früh dunkel. Ich warf einen Blick auf die Uhr über dem Trinkbrunnen: ziemlich genau fünf, und draußen war kaum noch etwas zu erkennen. Schon bei Tag hatte man wegen dem Sturm wenig gesehen. Jetzt konnte man es ganz vergessen.

Das Licht aus dem Flur reichte etwa einen Meter weit ins Freie, bis zu den Schneeflocken unmittelbar vor dem Fenster. Dahinter war nichts als wabernde Düsternis. Zu viel Schnee, zu wenig Licht. Trotzdem blieben wir sitzen und schauten weiter geradeaus. Die meisten starrten nur noch auf den Schnee, der schon die halbe Scheibe hinaufgewandert war, und deshalb standen wir schichtweise auf, um abwechselnd in die Finsternis zu spähen.

Wir sprachen nicht von »Schichten«, wir sprachen generell kaum darüber, doch alle paar Minuten rappelte sich jemand auf und hielt Ausschau. Von außen muss es ausgesehen haben, als würde ein Erdhörnchen Kopf und Schultern aus sei-

nem Loch stecken, um sich kurz umzugucken. Nach einer Weile setzte sich der- oder diejenige wieder, ein paar Minuten später stand jemand anderes auf, und das Ganze ging von vorne los. Was sollten wir sonst auch tun? Da draußen war zwar kaum etwas zu sehen, aber das, was wir sehen wollten, hätte geleuchtet. Eine ganze Zeit lang leuchtete nichts. Erst Julie hatte Glück.

»Hey«, sagte sie. Sie meinte Krista, doch ihre Stimme war nicht zu überhören. »Sind das nicht Autoscheinwerfer?«

Alle standen auf und blickten in die Richtung, in die ihr Zeigefinger deutete. Auch Gossell, der sich ein paar Meter entfernt von uns postiert hatte, kam angelaufen. Ja, es waren Scheinwerfer, die Scheinwerfer eines großen Wagens, vielleicht eines Pick-ups! Jedenfalls war das Ding hoch genug, um sich durch den Schnee zu kämpfen und mit dicken, mit Schneeketten ausgestatteten Reifen durch die oberste Schicht zu fräsen.

Der Wagen kroch die Route 7 entlang und näherte sich ganz klar dem Hang und damit der Abzweigung zur Schule. Das Licht der Scheinwerfer drang nur schwach durch die Schneeflocken, zwei winzige, tief hängende Sterne.

Ich weiß nicht, wie ich euch erklären soll, wie aufgeregt wir wegen diesem einen Auto waren. Vielleicht hatten wir einfach das Gefühl, wieder Anschluss an den Rest der Welt gefunden zu haben. Pete versuchte sofort, zu Hause anzurufen, dann Krista, und bald hielten sich alle ihr Handy ans Ohr, oder zumindest alle, die eins dabei hatten. Und auf einmal begann Pete zu reden. Wir fahren herum und sahen ihn an.

»Ja, wir sind hier, hier bei der Sporthalle, aber ich glaube, also es sieht so aus, als würde uns gleich jemand abholen.« Nein, danach sah es gar nicht aus, aber vermutlich lag Petes

Fehleinschätzung daran, dass er beim Telefonieren nur seine verkrampfte Hand anstarrte. Und dann war der Empfang plötzlich weg. »Da ist ein ... Hallo? Hey!? HALLO?«

»Hast du wen erreicht?«, fragte ich ihn. »Hast du mit irgendwem geredet?«

»Glaub schon«, sagte er und darauf folgte ein kleiner Wortwechsel zwischen uns beiden.

»Mit deiner Mom? Oder mit deinem Dad?«

»Ja, vielleicht.«

»Also wie jetzt? Hat da überhaupt wer abgehoben?«

»Glaub schon.«

»Hast du was gehört? Eine Stimme? Oder nicht?«

»Nicht so richtig.«

»Ja oder Nein?«

»Na ja, ich dachte, ich hätte was gehört. Dieses Knacken, wenn jemand abhebt. So was in der Art.«

»Dasselbe Knacken, wie wenn die Verbindung abbricht?«

»Nein«, sagte er, und nach einer kurzen Pause: »Oder vielleicht.«

Wer die Unterhaltung nicht längst ausgeblendet hatte, wandte sich spätestens jetzt mit einem traurigen, leicht hämischen Grinsen ab und schaute wieder aus dem Fenster.

»Und warum hast du gesagt, dass uns gleich jemand abholt –?«, fing ich wieder an, doch Pete fiel mir ins Wort.

»Moment!« Er starrte aufs Display und hielt es mir unter die Nase. »Schau dir das an.«

Ich beugte mich vor, wurde aus der Anzeige aber nicht schlau. »Was soll da sein?«

»Die SMS. Sie sind weg.«

»Hmm«, überlegte ich. »Immerhin.« Jetzt, wo ich wusste, was er meinte, entdeckte ich auch das kleine »0/0« neben

dem Ordner *Nicht gesendet/Warteschlange*. Ich richtete mich etwas weiter auf. »Könnte ein gutes Zeichen sein.«

»Du sagst es!«, meinte er.

»Fragt sich bloß, ob sie angekommen sind – falls dein Handy sie nicht einfach geschluckt hat.«

Pete schnitt eine gequälte Grimasse. Wir drehten uns wieder zum Fenster, aber auch dort gab es wenig Grund zum Lachen. Die Scheinwerfer bewegten sich nicht mehr. Wir und die anderen stellten verschiedenste Theorien auf, zu was für einem Gefährt sie gehörten und warum sie zum Stillstand gekommen waren. Die zweite Frage ließ sich leicht beantworten, doch wir waren fest entschlossen, alle denkbaren Alternativen in Betracht zu ziehen.

Alle paar Sekunden verloschen die Scheinwerfer, aber bevor ich richtig darüber erschrecken konnte, tat sich jedes Mal eine Lücke im Schneeflocken-Vorhang auf, und die Lichtpunkte waren wieder zu sehen. Und auf einmal blitzte ein rotes Flackern durch die Dunkelheit. Ein paar von uns, unter anderem Gossell, hatten es mitbekommen.

»Also ist es ein Streifenwagen?«, fragte Krista.

»Nee, die haben Blaulicht, kein rotes Licht«, erwiderte Jason.

»Dann ist es ein Wagen von der Feuerwehr.«

Ich schüttelte den Kopf. »Glaub ich nicht.« Dafür war er einfach nicht groß genug.

»Doch, könnte schon sein«, sagte Gossell. »Und selbst wenn es nur ein Wagen der Freiwilligen Feuerwehr ist ... der könnte ein Funkgerät an Bord haben, und das könnte uns weiterhelfen.«

Wie das?, fragte ich mich. Wen erreicht man mit einem Funkgerät? Die Polizei, die Feuerwehr und so weiter, also Ret-

tungsdienste, Rettungskräfte. Da begriff ich, was Gossell wirklich durch den Kopf ging, wie ernst er unsere Lage nahm.

Ein erschreckender Moment, als wäre ich mitten auf dem Basketballfeld in eine Glasscheibe gelaufen.

»Ich geh da raus«, sagte er.

Das schien mir gar keine gute Idee zu sein. Da draußen hatte es mindestens fünfzehn Grad minus, das war viel zu gefährlich. Die Kälte kroch selbst durch das dicke, isolierte Sicherheitsglas, sie knabberte an der Haut, sobald man die Stirn an die Scheibe legte, selbst wenn man das Glas nur mit den Fingerspitzen berührte. Fünfzehn Grad minus, wenn nicht noch kälter, und dunkel, mit starkem Schneefall, der sich am Boden in kleinen Gebirgen sammelte.

Lohnte es sich wirklich, da rauszugehen, wenn man nicht mal wusste, was man davon haben würde? Eins musste man Gossell lassen – er opferte sich fürs Team. Ich spürte einen Anflug von Dankbarkeit, auch wenn ich wirklich kein gutes Gefühl dabei hatte.

Er lief zurück zu seinem alten Platz weiter hinten im Flur und klaubte seine Jacke vom Boden auf, einen riesigen grauen Parka, ganz ähnlich wie der von Holloway. Vielleicht wurden die Dinger zum Wintereinbruch ans Kollegium verteilt wie Trikots für die Schulmannschaft. Oder die beiden hatten einen Punkt im Leben erreicht, wo ihnen scheißegal war, wie sie aussahen, sodass sie sich einfach die wärmste Jacke besorgt hatten, die sie auftreiben konnten. In der Stadt gab es einen Laden namens *Groß und Stattlich*; vielleicht hatte daneben eine Filiale von *Kalt und Alt* eröffnet.

Gossell zog sich die Kapuze über den Kopf und schloss den Reißverschluss bis übers Kinn, bis er nur noch durch einen

schmalen Tunnel aus Kunstfell linste, schob die Füße mit einem kräftigen Stampfen in ein Paar gewaltige Stiefel und schnürte sie, so fest er konnte. Seine Lederschuhe hatte er vermutlich im Klassenzimmer in den Schrank gesperrt, zu den alten Karten, kaputten Globen und Schülerbasteleien aus dem letzten Jahrtausend.

Im Gänsemarsch folgten wir ihm zum Eingang, wo er die rechte Klinke der Doppeltür packte und die Schulter gegen den Metallrahmen rammte. Die Tür rührte sich kaum. Er nahm einen halben Meter Anlauf und warf sich wie beim Football dagegen. Jetzt bewegte sie sich. Zwischen seinen wütenden Attacken trat Gossell immer wieder gegen die Unterkante des Türrahmens, begleitet von endlosen gemurmelten Flüchen. Es ging voran.

Auf der anderen Seite befand sich eine überdachte Terrasse; wäre sie nicht überdacht gewesen, hätte Gossell die Tür nie im Leben aufbekommen. Auch hier, wo wir bei gutem Wetter auf die späten Busse warteten, lag Schnee, aber bei Weitem nicht so viel. Das »bisschen«, das es von der Wiese herübergeweht hatte, sammelte sich an der Wand, an der die Schüler gerne lehnten und, wenn sie besonders mutig waren, rauchten. Direkt hinter der Tür war der Schnee also etwa dreißig Zentimeter hoch. Weiter hinten, am Rand der Betonplattform, erhob sich eine weiße Wand: gut 1,20 Meter Schnee, der im Licht aus dem Flur gelblich schimmerte.

Noch ein Tritt gegen den Türrahmen. Nun war die Öffnung so groß, dass Gossell sich seitlich durchschieben konnte. Ein kurzes Zögern, bevor er sich bekreuzigte – Nase, Blase, Brieftasche, Uhr, fast zu schnell fürs menschliche Auge – und sich durch den Spalt ins Freie drückte. Der Wind schlug die Tür hinter ihm zu und ein kleiner Schneefächer legte sich zu

unseren Füßen auf den Boden. Pete, Jason, Julie, Krista und ich standen da und blickten dem Sportlehrer hinterher, während er über die Terrasse stakste.

Wir beobachteten, wie er die Schneewand hinaufkraxelte, übrigens ziemlich geschickt für einen Typen in seinem Alter. Wie gesagt, er war Kotrainer im Football, hatte also früher sicher mal gespielt. Bald hatte er es auf den weißen Berg geschafft. Er ging den ersten Schritt. Beim zweiten versank er bis zur Hüfte im Schnee.

Jetzt kehrt er vielleicht um, dachte ich, doch stattdessen arbeitete er sich weiter vor, in den Schnee, in die Dunkelheit. Noch zwei Schritte. Seine Füße waren nicht mehr zu sehen, den Oberkörper lehnte er mit aller Kraft in die weiße Masse. Kurz darauf war er verschwunden.

»Glaubst du wirklich, das war ein Blaulicht? Oder meinetwegen ein Rotlicht?«, fragte Krista, als wir zu unseren Plätzen an der Wand zurückkehrten. Sie hatte eigentlich Pete gemeint, der aber gerade Richtung Schülerklo am Ende des Flurs abzog. Eine gute Gelegenheit, mit ihr zu reden.

»Kann schon sein«, sagte ich.

»Aber warum ist es dann gleich wieder ausgegangen?«

»Keine Ahnung.« Und damit war mein neuester Versuch, mich mit Krista zu unterhalten, schon wieder beendet. Einige Sekunden lang war es still. Ein paar von uns, unter anderem ich, ließen sich auf den Boden sinken, ein paar andere blieben stehen. Meine Jacke war noch warm. Ich hatte stundenlang drauf gesessen.

»Siehst du ihn da draußen?«, fragte Julie.

»Glaube schon«, antwortete Jason, der sich die Nase an der kalten Scheibe platt drückte. »Da drüben, so ziemlich in der Mitte der Wiese ... da bewegt sich was. Oder?«

»Ja, stimmt«, sagte sie.

»Vielleicht sind sie bloß aus Versehen dagegengestoßen«, meinte Jason.

Julie sah ihn an. »Gegen was?«

»Gegen den Schalter für das Licht. Vielleicht haben sie nach dem Funkgerät gegriffen und sind dabei an den Schalter für das Blaulicht-Rotlicht-was-weiß-ich gekommen.«

»Kann sein«, sagte ich.

»Ja, kann sein«, meinte Julie.

Les atmete geräuschvoll aus, ein höhnisch pfeifendes *Tsssss*, und schaltete sich mit selbstgefälligem Unterton in die Unterhaltung ein. »Das ist kein Wagen von der Feuerwehr, auch nicht von der Freiwilligen. Wollt ihr wissen, was das war, dieses rote Licht? Das war eine Leuchtfackel. Damit man sieht, wo die Straße ist, aber da oben ist keine Straße mehr. Der Typ da oben ist genauso am Arsch wie wir. Oder noch schlimmer.«

Wieder war es ein paar Sekunden lang still, während wir über Les' Worte nachdachten. Bis Pete ein *Peng!* ausstieß und sich mit Zeige- und Mittelfinger in den Kopf schoss. Er hatte kapiert, dass Les richtig lag. Wir hatten es alle kapiert.

»Warum hast du das nicht früher gesagt, bevor Gossell rausgegangen ist?«, fragte Julie.

»Warum sollte ich? Wenn er unbedingt sein Leben aufs Spiel setzen will ...«

Genau das hatte Gossell nämlich gemacht und das war auch das eigentliche Problem. Ich glaube, man kann nicht wirklich behaupten, dass Les schuld daran war. Damals konnte sich wohl noch keiner von uns vorstellen, dass es tatsächlich Tote geben könnte. Wir hatten schon so einige Schneestürme überstanden, und dabei hatte es noch nie je-

manden erwischt, den wir gekannt hatten. Später sollten wir anders denken. Und dann würde uns allen derselbe Gedanke kommen: dass Les vielleicht einen Menschen umgebracht hatte.

Aber noch hofften wir das Beste. Und starrten mal wieder in die Dunkelheit.

»Sieht ihn irgendwer?«, fragte Krista.

Niemand sah ihn. Die Scheinwerfer leuchteten noch eine Zeit lang, dann leuchteten sie nicht mehr. Es war schon eine ganze Weile her, dass sie aufgetaucht waren. Wir waren uns nicht sicher, ob sie nach und nach verloschen oder plötzlich ausgegangen waren. Zwischendurch hatten wir sogar den Eindruck gehabt, sie würden heller leuchten – aber wahrscheinlich nur, weil es drum herum dunkler geworden war. Und jetzt waren sie eindeutig weg. Schlimmer kann es nicht mehr werden, dachten wir.

Da fiel der Strom aus.